

Nummer 46 | 18. November 2022

Süddeutsche Zeitung Magazin

Edition 46
Atelier Goldstein



Julius Bockelt
Hans-Jörg Georgi
Tina Herchenröther
Julia Krause-Harder
Franz von Saalfeld
Juewen Zhang

Liebe Leserinnen und Leser, die diesjährige Edition 46 des *SZ-Magazins* ist ein besonderes Heft: Anders als sonst stellen wir nicht die Arbeit einer Künstlerin oder eines Künstlers von Weltrang vor, diesmal haben sechs Künstlerinnen und Künstler exklusiv für uns Skulpturen und Zeichnungen angefertigt. Alle sechs arbeiten im Atelier Goldstein in Frankfurt am Main, alle sechs nehmen regelmäßig an internationalen Ausstellungen teil, alle sechs haben eine geistige Behinderung. Dieses Heft präsentiert die Arbeiten außerordentlich begabter Menschen, deren künstlerische Leistungen auf dem Kunstmarkt leider immer noch zu oft als »Outsider Art« gehandelt werden, wo es sich doch einfach nur um Kunst handelt. Wie komplex und relevant diese Kunst ist: Schauen Sie selbst – in diesem Heft und in Videos auf sz-magazin.de/tag/goldstein



Der Autor **Tobias Haberl**, 47, und der Fotograf **Matthias Ziegler**, 57, haben mehrere Tage im Atelier Goldstein verbracht. Ihr Fazit: »Dieser Ort ist alles auf einmal: ernsthaft und humorvoll, streng und warmherzig, offen und geheimnisvoll, völlig normal und doch besonders.«

DIE GESCHICHTE DER EDITION 46

14 Bilder aus dem Krieg **16** Sagen Sie jetzt nichts
18 Gute Frage, Gefühlte Wahrheit, Gemischtes Doppel, Die drei großen Lügen
60 Stil leben
61 Kosmos
62 Das Kochquartett
63 Getränkemarkt
64 Hotel Europa, Gewinnen, Impressum
65 Das Kreuz mit den Worten
66 Das Beste aus aller Welt



Seit 1990 erscheint jeweils Mitte November die Edition 46, die Kunstaussgabe des *SZ-Magazins*, für die viele bedeutende Künstlerinnen und Künstler nicht nur exklusiv für uns gearbeitet, sondern uns auch Einblicke in ihre Ateliers und Gedanken gewährt haben. Im Laufe von mehr als 30 Jahren hat sich eine Tradition entwickelt, die mit Anselm Kiefer begann und von so namhaften Künstlern wie Jeff Koons, Matthew Barney, Jenny Holzer, Erwin Wurm und Sophie Calle aufgenommen und weitergedacht wurde. Im letzten Jahr war es der Fotograf Thomas Ruff, der mit seiner Serie *Zurück in die Zukunft* ein Thema setzte, das nur wenige Monate danach noch mal an Brisanz gewann: die Propaganda autoritärer Staaten wie China und Russland. Die Interviews und Arbeiten aus den vergangenen Jahren finden Sie unter sz-magazin.de/edition46



An diesem Bild wird offenbar noch gearbeitet. Fertige Werke werden im Atelier Goldstein umgehend eingepackt und archiviert.

EDITION 46 – ATELIER GOLDSTEIN

Nachdem die Werke geistig behinderter Künstlerinnen und Künstler jahrhundertlang übersehen, verräumt, vernichtet wurden, gibt es seit einigen Jahrzehnten einen Markt für sogenannte »Outsider Art«. Das Atelier Goldstein in Frankfurt lehnt diesen Begriff ab, weil er »nicht die Kunst, sondern ein Schicksal« in den Mittelpunkt rückt. Stattdessen sollen sich die Arbeiten auf dem regulären Kunstmarkt durchsetzen. Mit Erfolg: Längst sind viele in internationalen Sammlungen vertreten

»AM ZIEL SIND
WIR ERST,
WENN ES UNSER
ATELIER NICHT
MEHR BRAUCHT«

Irgendwie passt es, dass man das Atelier Goldstein von der Straße aus nicht sehen kann, dass die Remise aus dem 19. Jahrhundert, in der es untergebracht ist, verwunschen in einem Innenhof in Frankfurt-Sachsenhausen liegt, dass man also nicht im Vorbeigehen auf diesen Ort stößt, sondern neugierig sein und sich ein bisschen anstrengen muss, um ihn zu finden und erst recht, um ihn zu verstehen.

Mehr als zwanzig Jahre ist es her, dass die Bühnen- und Kostümbildnerin Christiane Cuticchio ihre Arbeit am Theater aufgab, weil sie sich nach dem frühen Tod ihres Mannes allein um die beiden Kinder kümmern musste. Und weil sie so schnell keinen anderen Job fand, begann sie, geistig beeinträchtigte Jugendliche zu betreuen, und war bald so fasziniert von deren Zeichnungen, dass sie auf eigene Faust in Wohnheimen und Behindertenwerkstätten nach Menschen mit außerordentlicher Begabung fahndete, deren Bilder jahrelang aus Ahnungslosigkeit ignoriert oder aus Bequemlichkeit weggeworfen worden waren. Cuticchio wollte die Arbeiten dieser Menschen nicht nur bewahren, sondern ausstellen, und die besten von ihnen dem Kunstmarkt zuführen. Dafür gründete sie 2001 das Atelier Goldstein, eine Art Künstlerkolonie für Künstlerinnen und Künstler mit kognitiven Behinderungen, die heute – Cuticchio hat die Leitung vor zwei Jahren abgegeben – zu den renommiertesten Einrichtungen ihrer Art weltweit zählt.

Das Atelier Goldstein ist ein besonderer Ort, dessen Standards zwei Jahrzehnte lang permanent gehoben wurden, aus einer philanthropischen Idee entwickelte sich ein professionelles Kunstzentrum samt eigener Galerie und Akademie. Kamen die Künstlerinnen und Künstler anfangs eher am Wochenende oder nach ihrer Arbeit in der Behindertenwerkstatt vorbei, verbringen sie heute mehrere Tage pro Woche im Atelier. Kunst entsteht nicht mehr nebenbei, sondern zielgerichtet, das Resultat sind keine entzückenden Bilder, sondern komplexe Arbeiten mit einer Vielzahl biografischer und gesellschaftspolitischer Bezüge, die international ausgestellt und gehandelt werden, zuletzt auf der documenta 15 in Kassel. Und natürlich ist dieser Ort geprägt von Herzenswärme – man merkt es daran, wie geduldig die Menschen miteinander umgehen –, aber man darf sich nicht täuschen lassen: »Im Zentrum unserer Arbeit stehen die Künstler und ihre Arbeiten, nicht die Künstler und ihre Behinderungen«, sagen die beiden Leiter Sophia Edschmid und Sven Fritz.

Im Moment arbeiten 14 Künstlerinnen und Künstler im Atelier. Sie haben Autismus, Trisomie 21 oder das Asperger-Syndrom und werden von mehreren Mitarbeitern unterstützt: Die einen diskutieren mit ihnen über ihre Arbeit, andere organisieren Ausstellungen, archivieren Bilder oder kochen das Mittagessen. Im Grunde, sagt Edschmid, gebe es zwei Voraussetzungen, um im Atelier Goldstein aufgenommen zu werden: eine kognitive Behinderung und eine außerordentliche Begabung. Und weil man beide Punkte ernst nehme, müsse man Bewerberinnen und Bewerber leider häufig ablehnen. Ein Interesse an Kunst oder technisches Talent allein reichten nicht aus, um eine starke künstlerische Position zu entwickeln. »Die Ansprüche sind so hoch, dass manche Bewerber sich ausgeschlossen fühlen«, sagt Edschmid, »aber dahinter steht der Glaube an das Potenzial derer, die wir aufnehmen.« Das Ziel sei nicht, irgendwem ein gutes Gefühl zu geben, sondern diese Arbeiten in Museen und Sammlungen zu hieven, und zwar nicht als staunenswerte Leistungen behinderter Menschen, sondern als Kunst von Rang, die den Maßstäben des internationalen Kunstmarkts gerecht werde.

Tatsächlich sind die jeweiligen Behinderungen der Goldstein-Künstler im Atelieralltag auffallend abwesend. Es wird viel gesprochen, aber über Kunst, nicht über Befindlichkeiten. Und wenn eine Zeichnung mal nicht überzeugt, wird ganz selbstverständlich gefragt: »Sicher, dass du das so zeigen willst?« Und ja, teils arbeiten die Künstlerinnen und Künstler abseits der gängigen Kategorien eines immer kommerzieller werdenden Kunstmarkts, auf dem oft nur noch die Theorie eines Werks gehandelt wird, aber sollten gute Künstler das nicht immer? Wer ein paar Tage in diesem Atelier verbringt, dem stellen sich Fragen, die sich nicht auf Anheb beantworten lassen: Wo hört Kreativität auf, und wo fängt Beeinträchtigung an? Warum steht unsere Gesellschaft so stark unter Normalitätsdruck, dass sie kaum Abweichungen duldet? Und was ist das eigentlich, ein Mensch mit Behinderung?

Alle Goldstein-Künstler haben ihre ureigene Methode entwickelt, der sie treu bleiben, die sie aber auch permanent verfeinern und modifizieren: Julia Krause-Harder interessiert sich seit Jahrzehnten für Paläontologie, Hans-Jörg Georgi für Flugzeuge, Julius Bockelt für Klänge und Wolkenformationen. »Es hängt heute auch stark an den Betrachtern und Kritikern, diese Kunst ästhetisch zu behandeln und nicht immer nur symptoma-



Seit 2020 die Leitung des Ateliers Goldstein: die Regisseurin Sophia Edschmid (oben) und der Künstler Sven Fritz (unten).

tisch«, sagt Sven Fritz. Man solle Julius Bockelts Arbeit auch mal für das ansehen, was sie sei, und nicht fragen, in welchem sozialen Kontext sie entstanden sei. Darum kommen die jeweiligen Diagnosen der Künstlerinnen und Künstler in diesem Heft auch nur am Rande oder gar nicht vor. Weil sie keine Rolle spielen. Weil sie die Kunst nicht verdrängen oder verdecken sollen. Weil es ebensovienig »eine Kunst der Geisteskranken gibt wie eine Kunst der Magen- oder Kniekranken«, wie der französische Künstler Jean Dubuffet 1949 schrieb.

Was das Atelier Goldstein ist und wie es funktioniert, ist der vorläufige Endpunkt einer Entwicklung, die vor ziemlich genau





Der Goldstein-Künstler Markus Schmitz mit einer seiner großformatigen Scherenschnitt-Arbeiten.

hundert Jahren begann: Damals begründete der Psychiater und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn eine deutschlandweit einzigartige Sammlung, indem er Leiter psychiatrischer Einrichtungen bat, ihm Werke ihrer Patienten zu schicken – heute kann die »Sammlung Prinzhorn« in Heidelberg bestaunt werden. Ende der Vierzigerjahre entwickelte Jean Dubuffet das Konzept der Art Brut, Kunst von Laien, Kindern, psychisch kranken oder geistig behinderten Menschen; unverfälscht, wahrhaftig, ganz und gar echt sei diese Kunst, das Ergebnis reiner Kreativität, abseits von Hochschulen, fernab akademischer Normen und Bezüge entstanden. In der Folge entwickelte sich ein Markt für diese Arbeiten, die seit den Siebzigerjahren Outsider Art genannt wird. Galerien und Messen wurden gegründet, Kunst von Menschen mit Behin-

derung lag im Trend, als letzte unausgeleuchtete Ecke kreativen Potenzials, in die endlich Licht fallen sollte: 2012 präsentierte die Frankfurter Schirn die Ausstellung *Weltenwandler. Die Kunst der Outsider*, ein Jahr später zeigte der Kurator Massimiliano Gioni auf der Venedig-Biennale zum ersten Mal die Arbeiten geistig beeinträchtigter Künstler gleichberechtigt mit Werken von Großkünstlern wie Cindy Sherman. Was von Prinzhorn noch halb abschätzig, halb anerkennend »Kunst von Geisteskranken« genannt worden war, wurde nicht nur wahrgenommen, sondern als relevant erachtet. Doch ein Problem blieb: Ein Begriff wie Outsider Art impliziert immer ein Schicksal, wird zu einem Label, einer sozialen Kategorie, einem Stigma. Je stärker die Kunst behinderter Menschen gefördert wurde, desto hartnäckiger stand nicht die Kunst, sondern eine tragische Lebensgeschichte im Vordergrund. Ein Dilemma, dem sich auch diese Edition 46 stellen musste – und das vom Ate-

lier Goldstein endgültig überwunden werden soll.

»Die Begriffe Art Brut und Outsider Art verwenden wir nicht«, sagt Edschmid, »für uns sind das historische Konzepte.« Die Idee der Outsider Art funktioniert heute auch nicht mehr. »Bei uns fühlt sich dieser großen Gruppe der sogenannten Außenseiter niemand mehr zugehörig. Die Künstler wollen mit ihrem Werk als Individuen innerhalb einer vielfältigen Kunstszene wahrgenommen werden.« In diesen Arbeiten, sagt auch Fritz, »steckt eine tiefe Notwendigkeit«. Sie sei eben nicht referenzlos, schon gar nicht entstehe sie aus dem Bauch heraus, sondern sei häufig das Ergebnis jahrelanger künstlerischer Recherchen. »Leider müssen wir in der täglichen Arbeit immer noch viel zu oft die Behinderung thematisieren, um sie vielleicht irgendwann nicht mehr thematisieren zu müssen. Im Grunde arbeiten wir an der eigenen Auflösung. Weil wir erst am Ziel sind, wenn es das Atelier Goldstein nicht mehr braucht.«

J U L I U S B O C K E L T

»Ich empfinde mich nicht als beeinträchtigt«, sagt er. Tatsächlich könne er manche Dinge sogar besser als andere: Wenn er etwa eine Melodie höre, erinnere er sich gleichzeitig an den Moment, als er sie zum ersten Mal in seinem Leben gehört hat, ja sogar daran, wie es ihm dabei ging, ob er glücklich oder traurig und ob der Himmel bedeckt oder wolkenlos war. Julius Bockelt, 54, war schon als Junge fasziniert von Tönen, Schwingungen und Wolkenformationen, heute richtet er fast sein ganzes Leben danach aus. Ihn interessieren flüchtige Phänomene, sein Thema ist Vergänglichkeit. In filigranen Zeichnungen, Fotografien und Performances lotet er die Grenzen der Wahrnehmung aus, manipuliert Rechner und Instrumente, erzwingt Abstürze, kreierte Schönheit. Seine Zeichnungen sind seit 2021 in der Sammlung des Centre Pompidou in Paris vertreten. Er wirkt, als wäre er permanent auf der Suche.

SZ-MAGAZIN Wie haben Sie reagiert, als Sie erfahren haben, dass wir ein Heft über das Atelier Goldstein machen, dass also mehrere Hunderttausend Menschen Ihre Arbeit sehen werden?

JULIUS BOCKELT Ich habe mich gefreut. **Die Zeichnung, die Sie für uns gemacht haben, sieht eher technisch aus, wie ein EKG oder eine Abbildung aus dem Physikbuch.**

Kann ich nachvollziehen. Ich habe Töne gezeichnet, das mache ich seit Jahren. Aber für Ihr Magazin durfte es nicht zu einfach sein, ich wollte eine komplexe Zeichnung mit mehreren Überlagerungen. Ich habe mehrere Wochen dran gesessen.

Gezeichnete Töne?

Ja, ich habe in den letzten Jahren herausgefunden, wie man Töne abbilden kann.

Was für Töne?

Das ist eine lange Geschichte.

Kein Problem, wir haben Zeit.

Als Kind war ich immer am Suchen und Entdecken, wie ein Forscher. Ich habe in den Himmel geschaut, Kondensstreifen gesehen und mich gefragt, warum sie so gerade sind und nicht durcheinander wie bei einer Silvesterrakete. Mit zwölf habe ich angefangen, Wolken zu fotografieren. Mich hat geflasht,

wie die aussehen. Cumulus-Wolken erinnern mich zum Beispiel an Brokkoli, Cirrus-Wolken an Federn. Manchmal gehe ich auf den Feldberg und fotografiere den ganzen Tag. Ich habe ein Archiv von 40 000 Bildern, geordnet nach Wolkenart. Cumulus, Cirrus, Cirrocumulus, Stratocumulus und so weiter. Mir wird nicht langweilig.

Was haben die Wolken mit den Tönen zu tun?

Mich haben immer Dinge fasziniert, die vergänglich sind, Wolken oder Töne. Als Junge hatte ich ein Keyboard, ein Casio MA-120, das habe ich bewusst zum Abstürzen gebracht, indem ich den Stecker rausgezogen und wieder reingesteckt habe. Die Störgeräusche, die dadurch entstanden sind, haben mich fasziniert, das waren seltsame Tonfolgen, eine Art Summen, Schwingungen in Endlosschleife. Ich habe das stundenlang gehört und mich kaputtgelacht, ich war richtig besessen davon. Irgendwann habe ich mich gefragt, wie ich diese Schwingungen aufzeichnen kann. Wissen Sie, was Circuit Bending ist?

Nie gehört.

Das ist eine Musikrichtung, bei der mit absichtlichen Kurzschlüssen von elektronischen Geräten Sounds erzeugt werden. Es

Julius Bockelt sitzt, wenn er
zeichnet, grundsätzlich im
Schneidersitz auf dem Stuhl.





geht um Zufall und Kreativität. Als Kind habe ich das ganz allein für mich entdeckt.

Was fasziniert Sie daran, Töne zu zeichnen?

Sie sind so flüchtig, ich will sie festhalten. Und den Leuten zeigen, wie so Schwingungen aussehen. Die sehen wirklich so aus, wie ich sie zeichne, der Aufbau ist genau so. Sehen Sie die weißen Stellen? Das sind die Frequenzen.

Sie zeichnen fast ausschließlich auf dem gleichen Papier: 175 Gramm, 18 mal 24 Zentimeter, ein Mal- und Zeichenblock. Warum?

Das Papier muss fest und griffig sein. Es muss Genauigkeit ermöglichen. Auf schlechtem Papier verlaufen die Linien. Der Stift ist auch wichtig. Ich zeichne mit einem Architektenstift. Früher habe ich mit billigen Feinliniern gearbeitet, das war nicht gut. Die Zeichnungen haben sich verändert, wenn die Sonne zu lange draufgeschienen hat.

Warum lassen Sie einen Teil des Blattes weiß?

Damit man den Aufbau erkennen kann, wie sich die Linien überlagern, das ist mir wichtig. Ohne den weißen Teil versteht man es nicht. Ich zeichne alles freihändig, ohne

Lineal, ich habe das jahrelang geübt. Wenn man genau hinschaut, sieht man, dass die Linien leicht schief sind.

Bemerkenswert.

Ja, oder? Manchmal bewundere ich meine Arbeit selbst.

Hat Ihre Faszination für flüchtige Phänomene etwas mit Poesie zu tun?

Was ist Poesie?

Etwas Schönes, Tröstliches, ein Gedicht zum Beispiel.

Ästhetik spielt eine Rolle, aber es geht eher in Richtung Wissenschaft. Ich fühle mich gut, wenn ich zeichne oder einen schönen Himmel fotografiere. Eine schöne Fernsicht, das ist einfach befriedigend. Ein milchiger Himmel befriedigt mich nicht, dann fühle ich mich, als wäre ich in der Wüste, habe auf nichts Lust und warte, bis es dunkel ist, damit ich das Licht einschalten kann. Ich war schon als Kind erfinderischer, wenn der Himmel klar war.

Wie war Ihre Kindheit?

Sie ist wichtig für mich. In meiner Arbeit geht es um Erinnerungen. Wenn ich mir meine Wolkenfotos anschau, erinnere ich mich an den Tag, an dem ich sie gemacht habe. Ich weiß auch genau, ob ich glücklich



Oben: Im Atelier Goldstein teilen sich jeweils zwei oder drei Künstler ein Zimmer. Unten: Wenn Julius Bockelt Keyboard spielt, kann auch mal eine Melodie herauskommen, aber sein Ziel sind Störgeräusche.

oder traurig war. Die gezeichneten Töne, die Wolkenbilder, für mich hängt das alles zusammen. Ich verbinde Klänge mit Erinnerungen. Ich weiß genau, wann ich die erste faszinierende Wolkenformation in meinem

Leben gesehen habe. Ich war sieben, stand auf dem Spielplatz, und auf einmal war da diese Lücke in den Wolken, und da war ein Flugzeug und Kondensstreifen. Es sah krass aus. Irgendwie galaktisch. Oder kosmisch.

Wie oft kommt es vor, dass Sie eine Zeichnung verkaufen?

Immer wieder. Ich hatte 2021 eine Ausstellung in der Galerie Christian Berst in Paris, da wurden ganz viele verkauft.

Was kostet eine?

Ungefähr 2000 Euro. Aber die besten verkaufe ich nicht, die behalte ich. Das ist oft so ein großer Aufwand, und ich weiß ja nicht, ob ich das noch mal hinkriege.

Wie wichtig ist Ihnen, dass Ihre Arbeiten von anderen Menschen gesehen werden?

Sehr wichtig, weil die dann verstehen können, was ich mache. Ich will, dass die mir Fragen stellen, damit ich was erklären kann.

Was machen Sie, wenn Sie nicht zeichnen?

Ich arbeite drei Tage in der Woche in einer Behindertenwerkstatt. Akten archivieren, für 1,40 Euro die Stunde. Ich habe das Gefühl, wertvolle Zeit zu verlieren, aber ich muss das machen, wegen der Rente.

Wie verbringen Sie Ihre Wochenenden?

Ich wohne in einer kleinen Wohnung in Frankfurt-Rödelheim. Ich wache um sieben Uhr auf, esse was und lege mich noch mal hin. Gegen elf stehe ich auf, nehme ein paar Keyboard-Sounds auf, mache sauber, gehe einkaufen, abends schaue ich einen Film und esse Chips.

Was schauen Sie gern?

Serien, die ich als Kind geschaut habe: *Akte X*, *MacGyver*, *Outer Limits*. Früher mochte ich den Film *Kevin – Allein zu Haus*. Der ist kitschig, aber auch lustig. Weihnachten, das Familiäre, ich kann das nicht mehr abhaben. Ich fühle die Weihnachtsstimmung, aber bin allein, und das macht einen fertig. Liebesfilme kann ich auch nicht mehr schauen, irgendwann kommen mir die Tränen, und dann sage ich: Jetzt ist Schluss.

Hätten Sie gern eine Familie?

Ich habe bei meiner Mutter gelebt, bis ich 26 war, dann ist sie gestorben. Ja, ich hätte gern eine Familie, aber ich weiß, ich werde keine mehr kriegen, und wenn doch, dann wäre es nicht dieselbe.

Was für ein Junge waren Sie?

Ich habe in Bockenheim gelebt. Da war ich meistens ganz alleine und konnte so ganz konzentriert in meiner eigenen Welt sein. Es gab da ein Klettergerüst mit einem Dach aus zwei Platten. Ich dachte, dass ich von dort

bestimmt besonders gut die Wolken beobachten könnte, weil ich dann näher an ihnen dran wäre. Und eigentlich habe ich klettern gelernt, damit ich dann näher an den Wolken bin. Wenn ich es hochgeschafft habe, dann konnte ich da stundenlang sitzen und die Wolken beobachten. Da war ich glücklich. Bis ich dann neun war, habe ich versucht herauszufinden, was es heißt, wenn das Wetter schlecht ist. Warum ist die Sonne manchmal weg und manchmal da? Warum fällt manchmal Regen, obwohl keine Wolke über meinem Kopf ist? Ich habe meine Lehrerin gelöchert, und die hat immer gesagt »Weil der Herbst kommt« oder »Weil der Winter kommt«. Aber das war doch keine Antwort auf meine Frage. Ich wollte es physikalisch verstehen und das konnte mir niemand erklären. Dafür war ich auf der falschen Schule.

»In der Schule saßen wir im Kreis, die Lehrerin hat Flöte gespielt. Das war schon schwach«

Inwiefern?

Eine Förderschule. Wir saßen im Kreis, und die Lehrerin hat Flöte gespielt. Das war schon ziemlich schwach. Ich hätte mehr Aufklärung gebraucht, auch Hausaufgaben. Ich hätte gern Mathematik und Physik gehabt. Aber wäre ich in einer anderen Schule gewesen, wäre ich gar nicht hierhergekommen, dann wäre ich gar nicht der, der ich jetzt bin.

Gibt es Künstlerinnen oder Künstler, die Sie bewundern?

Eigentlich nicht.

Interessieren Sie sich nicht für Kunst?

Ich schaue lieber Wolken an. Mir geht es um Inspiration oder wie das heißt. Ich bin glücklich mit meinen Sachen, die reichen mir.

Und wenn Sie ein klassisches Gemälde sehen, zum Beispiel eine romantische Landschaft aus dem 19. Jahrhundert?

Dann frage ich mich, wie die Menschen damals gelebt haben. Die Bilder sehen so friedlich aus mit den Feldern und den Pferden, aber diese Zeit war gar nicht friedlich. Man denkt manchmal, früher war alles besser, aber das stimmt nicht. Ich schaue gern *Dick und Doof*. Da denke ich auch oft: Eigentlich voll chillig, dabei haben die das in einer großen Krise gedreht, von 1926 bis 1933. Die haben

einfach gesagt: Hey, wir machen einen schönen Film und bringen die Leute zum Lachen.

Sie unterrichten regelmäßig an Schulen. Wie reagieren die Schülerinnen und Schüler, wenn ein Künstler mit Beeinträchtigung ihnen etwas beibringen will?

Die sagen: Sie haben doch gar keine Beeinträchtigung. Und eigentlich habe ich ja auch keine.

Sie empfinden sich nicht als beeinträchtigt?

Nein. Ich will auch nicht so genannt werden. Okay, ich habe mich mit Lesen und Rechnen schwergetan, das habe ich lange nicht geschafft, aber ich habe mir das später alles beigebracht, so mit 20.

Was machen Sie mit den Schulkindern?

Wir experimentieren mit Seifenblasen. Ich habe eine Mischung aus Spüli und Cola herausgefunden, mit der Seifenblasen bis zu einer halben Stunde halten, weil der Zucker sie am Leben hält. Wir mischen Farbe rein und lassen sie auf Papier zerplatzen. Wir malen Seifenblasenbilder.

Glauben Sie, dass Sie tiefer empfinden als die meisten anderen Menschen?

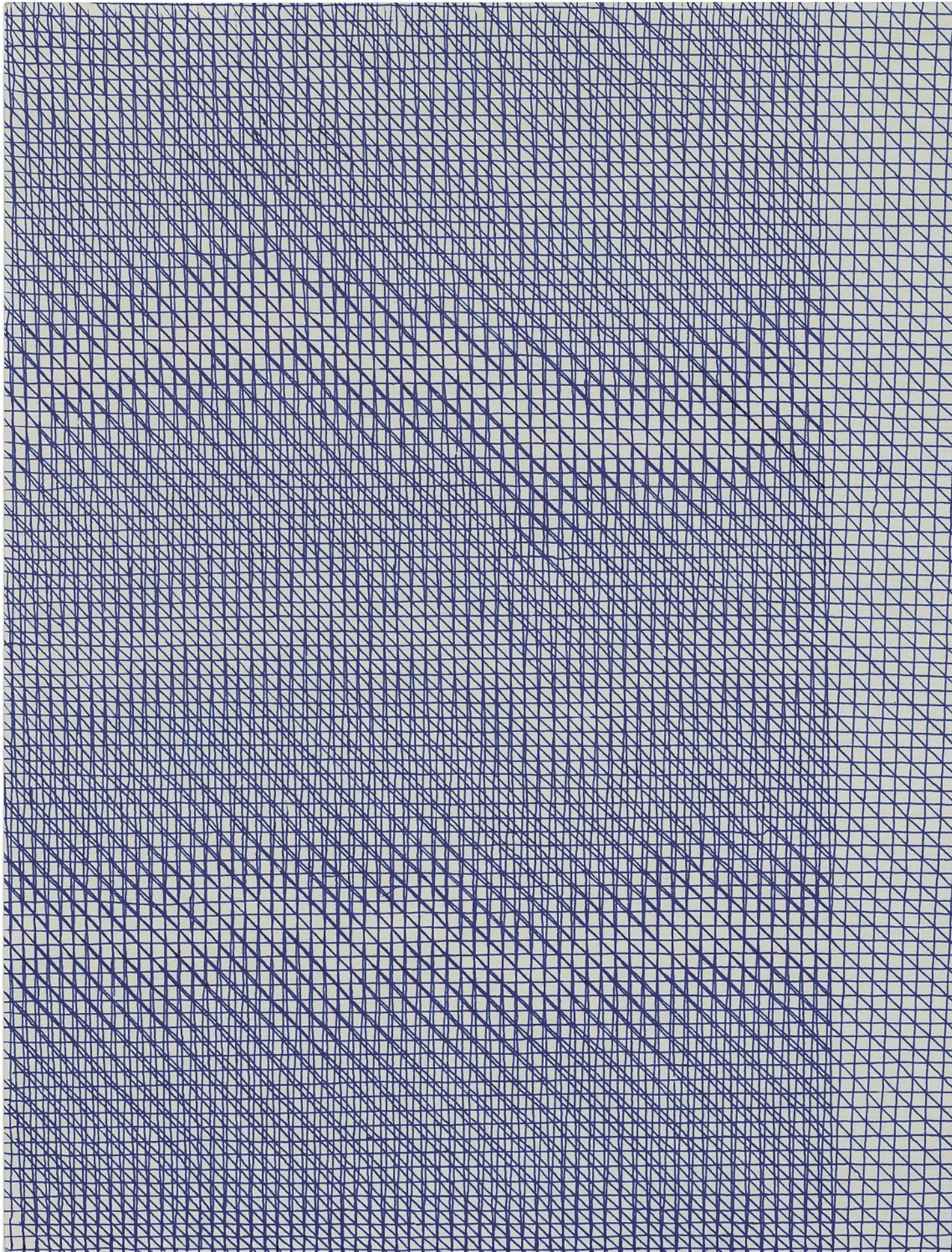
Auf jeden Fall. Früher, wenn ich meinem Freund eine Melodie auf dem Keyboard vorgespielt habe, fand der das langweilig. Er hat nicht erkannt, wie toll das war. Aber ich erkenne das, und das kann mir keiner nehmen. Ich finde das geil. Die meisten Menschen wissen auch nicht, wie man einen Ton aufmalt, die würden eine Welle machen, die wissen nicht, wie ein Ton aufgebaut ist.

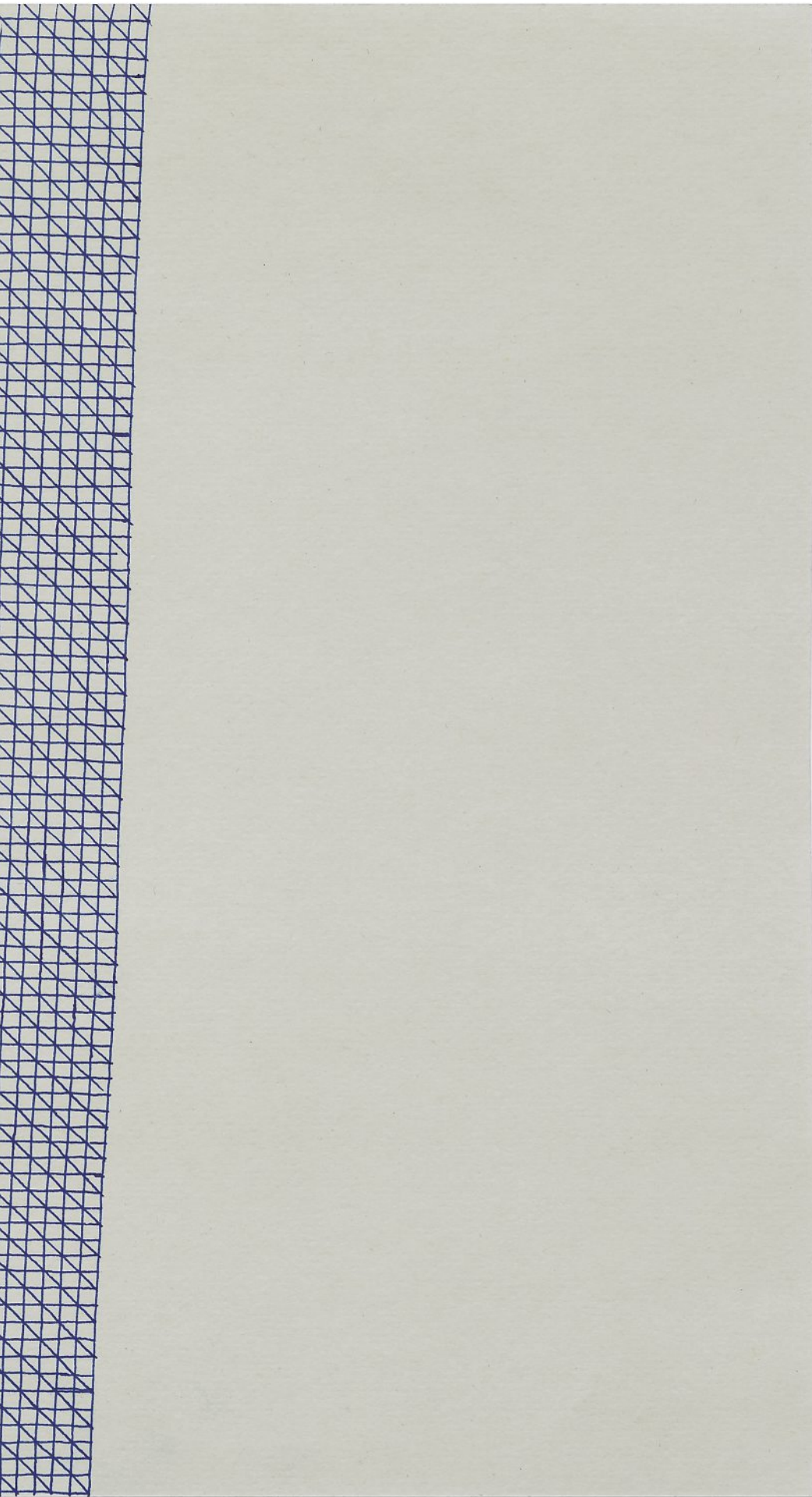
Herrscht in Ihrem Kopf Chaos oder Ordnung?

Ordnung. Alles ist in Schubladen, die gehen auf und zu, und dann kommen die Erinnerungen: Ah ja, dieses Lied lief, als ich den Mond angeschaut habe. Ich kann mich an alles erinnern. Es ist, als würde eine Tür aufgehen zu diesem Moment aus der Vergangenheit. Und alles hängt zusammen. Beim Linien-Zeichnen sortiere ich meine Gedanken. Ich verstehe, wie die Welt funktioniert, wie das Wetter entsteht, wie Bilder die Welt gestalten. Und dann muss man die Linie mal loslassen, und wenn man sie wieder ansieht, dann geht es weiter. Trotzdem denke ich manchmal: Hey, das war so schön damals als Kind, als Erwachsener hat man immer Sorgen.

Was für Sorgen haben Sie?

Man weiß nie, was passiert, wenn man älter wird. Ich muss auf meine Gesundheit achten. Ich denke über Geld nach. Wie alles werden soll, was ich mir leisten kann. Das ist immer im Hinterkopf, aber ich halte durch, denn in meinem Vorderkopf ist die Kunst.





Julius Bockelt
o. T.
Tusche auf Papier
24 x 31 cm
2022

JULIA KRAUSE - HARDER



Im Moment sitzt Julia Krause-Harder oft an der Nähmaschine und arbeitet an einem riesigen Wandbild aus Stoff.

Sie hat schon auf der ganzen Welt ausgestellt, in Frankfurt, Zürich, Wien, Tokio, Australien. Sie ist eine erfolgreiche Künstlerin, aber richtig zufrieden ist sie selten, ständig hat sie neue Einfälle, die sie umsetzen möchte, am liebsten: sofort. Julia Krause-Harder, 49, ist ein fantasievoller und ehrgeiziger Mensch. Trotzdem hat sie, nachdem sie eine Sprachheilschule besucht, den Realschulabschluss, Fachabitur und eine Ausbildung zur Schneiderin gemacht hat, keinen Job gefunden und landete in einer Behindertenwerkstatt – bis sie 2009 ins Atelier Goldstein

kam. In ihren Skulpturen und Installationen spiegeln sich ihre vielfältigen Interessen: Erdgeschichte, Bergformationen (das Matterhorn liebt sie über alles), Dinosaurier. Sie hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, jede bekannte Sauriergattung (derzeit ungefähr 1100) mit Materialien wie Bonbonpapier oder Esstübchen nachzubilden. Der Tawasaurus für dieses Heft ist ihre Nummer 42.

SZ-MAGAZIN Sie haben für unsere Edition 46 eine Dinosaurierskulptur gemacht. Was für ein Dinosaurier ist das?

JULIA KRAUSE-HARDER Ein Tawasaurus, ein besonderer Dinosaurier. Die meisten haben noch nie von ihm gehört.

Sie beschäftigen sich seit Jahren mit Sauriern. Wissen Sie noch, wann Sie diese Faszination zum ersten Mal gespürt haben?

Vor 15 Jahren habe ich im Frankfurter Senckenberg Museum einen 3-D-Film über Dinosaurier gesehen. Die sehen so besonders aus, so mystisch, und sie sind ausgestorben. Manche Flugsaurier waren so klein wie ein

Spatz, andere fast 50 Meter lang. Ich habe mit kleinen Dinos aus Stoff angefangen, danach sind sie immer größer und genauer geworden. Ich will jede Art machen, die es gibt, aber ich komme kaum hinterher, weil immer neue gefunden werden.

Jeder Ihrer Dinosaurier besteht aus anderen Materialien, den Tawasaurus haben Sie aus Hunderten kleiner Spielzeugdinosaurier zusammengesetzt.

Die habe ich jahrelang gesammelt. Manche waren bei Dinosaurierheften dabei, andere habe ich in der Spielwarenabteilung gekauft. Ich probiere alles aus. Ich schmeiße nicht alles auf den Müll, sondern verwende span-

Die Künstlerin im
verwilderten Garten des
Ateliers Goldstein.
In der Hand hat sie
einen ihrer frühen Dino-
saurier aus Stoff.





nende Materialien für meine Dinos. Es geht los mit einem Stahlskelett, die Stäbe biege ich mit einem Schraubstock und binde sie mit Kabelbindern zusammen, das ist das Fundament, danach kommt das Material. Ich habe schon Dinos aus Esstäbchen, Schnellheftern und CD-Rohlingen gemacht. Einmal habe ich einen mit einer Plastikhaut gebaut, in die ich Bonbon- und Pralinenpapier eingenäht habe. Vielleicht mache ich mal einen aus Stofftieren. Oder aus Plastikblumen, die man auf dem Rummel schießen kann. Oder aus Weihnachtsschmuck. Manchmal rufen mich die Dinos. »Julia, komm!«, rufen die. Jedenfalls stelle ich mir das so vor.

Was ist das für ein Gefühl, wenn Sie einen Dinosaurier nach monatelanger Arbeit abschließen?

Ich bin dann glücklich.

Woher wissen Sie so viel über Saurier?

Aus Büchern und dem Internet. Mein Lieblingsbuch heißt *1000 Dinosaurier*, da sind alle drin. Mir ist wichtig, dass die Proportionen stimmen. Einmal hat sich der Leiter der Paläontologie vom Senckenberg Museum

meine Dinos angeschaut und konnte jede Art auf den ersten Blick erkennen, so gut hatte ich sie gebaut. Der war verblüfft, weil alles gestimmt hat, die Zahl der Wirbel, die Fußknochen, das hat alles gepasst.

Kommt es vor, dass einer mal nicht gelingt?

Ja. Einer sah aus wie ein schwarzer Hund, zu klobig, zu plump, der steht jetzt im Lager. Und einer aus Lederstücken sah aus wie ein Sofa, den mag ich auch nicht.

Hätten Sie gern zur Zeit der Dinosaurier gelebt?

Na ja, manche waren gefährlich, aber vielleicht hätte ich sie mir im Zoo anschauen können. Man kann sich das nicht vorstellen, aber Dinosaurier haben die Erde 180 Millionen Jahre beherrscht. Und wir Menschen sind von der Zeitspanne her näher am Tyrannosaurus Rex als der Tyrannosaurus Rex am Stegosaurus.

Wie lange sind Sie schon im Atelier Goldstein?

Seit 13 Jahren. Ich habe auch vorher schon Kunst gemacht. Ich habe Pullover mit komplizierten Mustern gestrickt und historische Kleider für Barbie-Puppen genäht.

Jurassic Park in Frankfurt-Sachsenhausen, aber keine Sorge: Die beißen nicht, die kosten nur.

Wie haben Sie reagiert, als Sie erfahren haben, dass wir eine Ihrer Arbeiten in unserem Magazin zeigen?

Ich mag, wenn Leute meine Arbeit sehen. Ich mag, wenn meine Kunst nicht nur rumsteht, sondern an verschiedenen Orten auf der Welt gezeigt wird. Ich hatte schon eine Ausstellung in Tokio. Leider durfte ich wegen Corona nicht hin. Aber die Leute waren begeistert.

Würden Sie die Dinosaurier auch machen, wenn sie niemand sehen könnte?

Nicht so gern.

Warum ist Ihnen wichtig, dass andere Menschen sie sehen?

Damit ich bewundert werde. Das ist ein schönes Gefühl.

Was machen Sie, wenn Sie nicht arbeiten?

Schwimmen gehen, Tischtennis spielen, was trinken gehen mit Freunden. Manchmal höre ich Radio oder schaue Fußball. Ich bin Fan von Eintracht Frankfurt.

Wie viele Künstlerinnen und Künstler des Ateliers Goldstein arbeiten auch Sie drei Tage in der Woche in einer Werkstatt, um Geld für Ihre Rente zu verdienen.

Ja. Aber das ist monotone Arbeit, immer nur Säckchen nähen, ich langweile mich. Ich würde lieber Kunst machen. Oder in einer Bank arbeiten. Oder das Klima verbessern.

Das Klima verbessern?

Ja. Ich hoffe, dass sich das Klima nicht mehr so stark wandelt. Könnte man das nicht so machen, dass die Leute nicht mehr fliegen?

Vielleicht, aber dann könnten Sie sicher zu keiner Ausstellungseröffnung nach Tokio.

Vielleicht könnte ich mit dem Fahrrad fahren. Über Russland. Oder mit der Transsibirischen Eisenbahn. Da bist du umweltfreundlicher unterwegs. Ich will, dass die Sommer nicht mehr so heiß werden. Ich wäre gern älter, 80 oder so, dann würde ich nicht mehr so viel vom Klimawandel mitkriegen.

Sie haben schon einige Dinosaurierskulpturen verkauft.

Ja. Geld ist wichtig, weil ich in der Werkstatt so wenig verdiene, dass ich nicht mal in die Unterschicht reinpasse. 1,40 Euro die Stunde. Das ist doch nicht viel, oder? Ich will aber nicht abhängig sein vom Sozialamt, ich will wie jeder normale Mensch sein. Oder wie finden Sie, dass man in der Werkstatt so wenig verdient, dass man nicht mal in die Unterschicht reinpasst? Ich würde gern mehr Kunst verkaufen. Oder Lotto spielen.

Haben Sie schon mal Lotto gespielt?

Nein, die Chance ist so klein, das ist, wie wenn man eine Nadel im Heuhaufen sucht. Ach, ich will große Sprünge machen, dafür brauche ich Geld. Nicht behinderte Menschen haben es leichter, oder?

Stimmt es, dass Sie den Film Forrest Gump mögen?

Ja. Forrest Gump war gehbehindert und wurde von den anderen Schülern gehänselt. Aber er hat Sport gemacht und immer mehr Muskeln bekommen und konnte wegrennen. Irgendwann brauchte er keine Prothesen mehr und hat sogar im Krieg gekämpft. Er hat sich richtig gut geschlagen. Er hat Stärke bewiesen.

Was fasziniert Sie so an dem Film?

Dass aus behinderten Menschen nicht behinderte Menschen werden können. Es kann aber auch umgekehrt sein: dass aus nicht behinderten Menschen behinderte Menschen werden, durch einen Unfall oder eine Krankheit.

»Die Welt ist nicht so, wie sie sein sollte. Die Menschen machen immer alles kaputt, oder?«

Was außer Dinosauriern fasziniert Sie eigentlich noch?

Ich habe mal eine riesige Weltkarte genäht, 250 Quadratmeter. Ich wollte die Erde dreidimensional darstellen, ein nach innen gestülpter Globus, in den man reingehen kann. Ich habe Tiere oder bestimmte Merkmale eingnäht, die typisch sind für ein bestimmtes Land: die Pyramiden in Ägypten, Hochhäuser in den USA, Mittelgebirge in Deutschland. Für Indien habe ich Stoff genommen, wo Elefanten draufgedruckt waren. Für Afghanistan Leder mit Schriftzeichen. Und für Nepal einen Yeti und den Himalaja. Ich habe drei Jahre an der Karte gearbeitet. Am Ende haben sie die Ausstellung im Dommuseum sogar verlängert.

Die haben einen Ring mit 15 Metern Durchmesser gebaut, damit man die Karte im Kreis aufhängen und richtig reingehen konnte.

Wie ist die Welt Ihrer Meinung nach entstanden?

Erst entstand das Weltall, und dann kam der Erdball aus Staub, der zu Stein wurde. Nach dem Urknall vor 13 Milliarden Jahren entstanden dann Bakterien, dann Pflanzen, dann Tiere. Die Tiere entwickelten sich zu immer weniger primitiven Wesen, und dann kam der Mensch hervor, der heute alles im Rückwärtsgang zerstört. Die Natur kann gut ohne uns, aber wir können nicht ohne die Natur. Und die Tiere wären ohne uns auf jeden Fall besser dran.

Glauben Sie an Gott?

Ja, irgendwie braucht man was zum Festhalten. Aber ich weiß nicht, ob der Gott immer nur Gutes will. So viele Menschen sind krank und haben Hunger. Die Welt ist nicht so, wie sie sein sollte. Die Menschen machen immer alles kaputt, oder? Die wurden aus dem Garten Eden verbannt. Gibt es deshalb so viel Ungutes auf der Erde? Weil in den Menschen nicht nur der Engel, sondern auch der Teufel wohnt?

DIE BESONDEREN TAGE LETZTE TAGE BIS ZUM 21 NOVEMBER
Einmalige Sonderpreise auf die gesamte Kollektion.



Stoffe **MISSONI** HOME COLLECTION

rochebobois PARIS

MÜNCHEN – Von-der-Tann-Str. 2
Auch in AUGSBURG – BERLIN – DÜSSELDORF – FRANKFURT – HAMBURG – KÖLN – STUTTGART



Julia Krause-Harder
Tawa
Verschiedene Materialien
107 x 90 x 200 cm
2022



J U E W E N Z H A N G

Wenn er nicht gerade an seinem Atelierplatz sitzt und Haare zeichnet – im Moment fasziniert ihn der menschliche Scheitel –, studiert er Kunst. An der Hochschule für Gestaltung in Offenbach ist Juewen Zhang, 27, Sohn chinesischer Eltern aus Berlin, der einzige Student mit geistiger Beeinträchtigung. Es hat einige Jahre gedauert, bis das möglich war, die Bürokratie, aber dann fand ein Professor, man dürfe diesen Jungen nicht abweisen, seine Arbeiten seien zu gut. Heute ist Zhang ordentlich eingeschriebener Student, bei den Lehrveranstaltungen unterstützt ihn ein Assistent, der ihm hilft, seine Gedanken zu ordnen, Vorlesungen zu verarbeiten, Texte zu verfassen. Im Atelier sitzt er grundsätzlich auf einem Holzstuhl links neben der Küchentür. Wenn er zeichnet, sagt er oft stundenlang kein Wort, dafür hört er Radio und lächelt durch-

gehend. Zuletzt waren seine Arbeiten auf der documenta 15 in Kassel zu sehen. Auf die Frage, was er schön finde, sagt er: »Scheitel, Hände, Ohren und Vans« – er meint die Turnschuhe. Und trägt natürlich selbst welche.

Juewen Zhang ist ein freundlicher Mensch. Eigentlich würde er nach der Mittagspause gern weiterzeichnen, aber ein Gespräch mit einem Journalisten, der extra von München nach Frankfurt gereist ist, dafür könne er seine Arbeit schon unterbrechen. Er legt Stift und Radiergummi beiseite, dreht seinen Stuhl, dann wandert sein Blick nach unten und fällt auf die Lacoste-Schuhe seines Gegenübers: »Keine Vans?«, fragt er. »Auch schöne Schuhe, aber Vans sind schöner.« Er wird die Frage mehrmals an diesem Tag stellen, eigentlich jedes Mal, wenn man sich über den Weg läuft. Wenn er sich für etwas interessiert, lässt er nicht mehr locker.

Man braucht ein bisschen Geduld, wenn man sich mit Juewen Zhang unterhalten möchte. Er ist nicht verschlossen, eher schlitzohrig, aber auf eine Frage folgt nicht immer eine logische Antwort. Manchmal sagt er nichts oder antwortet, indem er die

Frage als Aussage wiederholt. Wenn er was gar nicht mag, zum Beispiel die Nachspeise in der Mittagspause, sagt er: »Nicht so gerne.« Vieles, was er sagt, klingt geheimnisvoll. Als er für die Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule in Offenbach eine Reise beschreiben sollte, reihte er die S-Bahn-Stationen auf seinem täglichen Weg zur Uni aneinander. Sein Professor, der Künstler Heiner Blum, sagt: »Das klang wie zeitgenössische Poesie.« Und ja, man habe die Studienordnung an der einen oder anderen Stelle minimal umschiffen müssen, um Zhang studieren lassen zu können, gleichzeitig habe man Wert darauf gelegt, »keine Sonderkonditionen für ihn zu schaffen«.

Derzeit ist Juewen Zhang fasziniert vom Scheitel, der feinen Trennlinie, die den menschlichen Kopf in eine linke und rechte Hälfte teilt. »Ein Ort der Scham«, sagt die Atelierleiterin Sophia Edschmid, »oft fettig



Juewen Zhang lächelt nicht für das Foto, sondern eigentlich immer, wenn er zeichnet.



oder schuppig, intim und anonym zugleich«. Zhang hat auch einen Text dazu verfasst:

»Ich mag Scheitel. Der Scheitel scheidelt. Entweder man ist auf einer oder auf der anderen Seite. Vom Scheitel. Manche Menschen mögen ihre Haare. Manche Menschen mögen ihre Haare nicht. Manche sagen Haarpracht. Aber der Scheitel ist privat. Manche Menschen lassen ihre Haare fliegen. Manche Menschen schneiden ihre Haare ab. Man sieht den Scheitel nur bei kleinen Leuten. Ich sehe ihn genau. Den Scheitel.«

Für solche Texte lässt er sich von einem Assistenten helfen. Die beiden kennen sich seit Jahren und vertrauen einander, an der Hochschule sind sie grundsätzlich zu zweit unterwegs. Zeichnen aber, das tut er allein. Dann sitzt er auf seinem Holzstuhl, in der Linken ein Scheitelfoto (im Moment fasziniert ihn der Hinterkopf einer Atelier-Mitarbeiterin), in der Rechten ein Stift, den er

Erst grundiert Zhang Papierbögen mit Kohle, dann klebt er sie an die Wand und zeichnet mit einem Stift jedes einzelne Haar ein.

alle paar Sekunden mit einem Radiergummi abtupft, um auf einer mit Kohle grundierten Leinwand Haar für Haar einzuzichnen, indem er es als Negativ entfernt. Er arbeitet vom Dunklen ins Helle, wie ein Bildhauer, der Material wegnimmt, um eine Form freizulegen, dazu hört er Popmusik, Nachrichten, Staumeldungen.

»Juewen Zhang war erst 16, als er ins Atelier kam«, sagt Sophia Edschmid, »extrem jung, aber seine Faszination fürs Zeichnen sei nicht mehr zu leugnen gewesen. Schon als Kind habe er stundenlang Fotos aus Zeitschriften abgemalt, irgendwann habe er angefangen, mit Kohle, Acryl und Öl zu experimentieren und eigene Bildwelten zu ent-

decken. »Es war offensichtlich, dass er über ein hervorragendes Auge und einen guten Strich verfügt«, sagt Edschmid, »es war offensichtlich, dass er einen Schritt weitergehen will.« Als er den Wunsch geäußert habe, auf eine Kunsthochschule zu gehen, sei allen klar gewesen: »Wir müssen diesem Wunsch nachgehen.«

In den Monaten danach wurden Kunsthochschulen kontaktiert, Anträge geschrieben und Absagen aus Kuverts gefischt. Was für Studenten mit körperlicher Behinderung kein Problem ist, schien für einen Menschen mit geistiger Beeinträchtigung unmöglich – bis der Professor Heiner Blum Juewens Kohlezeichnungen sah und beschloss: Auch wenn es noch so kompliziert sei, man müsse einen Weg finden, diesen Jungen studieren zu lassen. Seine Mappe sei »outstanding«

Natürlich sei Zhang ein besonderer Typ, sagt sein Professor, aber andere Studenten seien schräger drauf

gewesen, sagt er heute, und ganz ehrlich, natürlich sei Juewen ein besonderer Typ, aber andere Studenten seien um einiges schräger drauf, man habe es nun mal mit Künstlerinnen und Künstlern zu tun. »Für uns ist wichtig«, sagt Sophia Edschmid, »dass Juewen Zhang es nicht wegen eines Rechts auf Teilhabe, sondern allein aufgrund seiner künstlerischen Qualität geschafft hat.« Manche Kohlezeichnungen seien zum Beispiel nur scheinbar schwarz-weiß. Sie habe das zufällig beobachtet, aber tatsächlich arbeite er mit verschiedenen Farben, die er mit Schwarz übermale, wodurch das Schwarz unterschiedliche Schattierungen aufweise. »Man sieht die Farbe nicht, aber sie ist anwesend.«

Auch Heiner Blum wirkt stolz, wenn er sagt: »Inzwischen verkauft Juewen regelmäßig, auch einige Sammler haben schon Interesse angemeldet.« Im Übrigen sehe er ihn nicht als behindert an, sondern als jemanden, der manche Dinge einfach besser könne. »Als Autist verfügt er über Superkräfte«, sagt er. Wer sonst habe schon Spaß daran, eine Million feiner Striche von einem Foto auf eine Leinwand zu übertragen, ja sich über einen langen Zeitraum mit einer konfusem Struktur chaotischer Linien zu befassen?



WEMPE

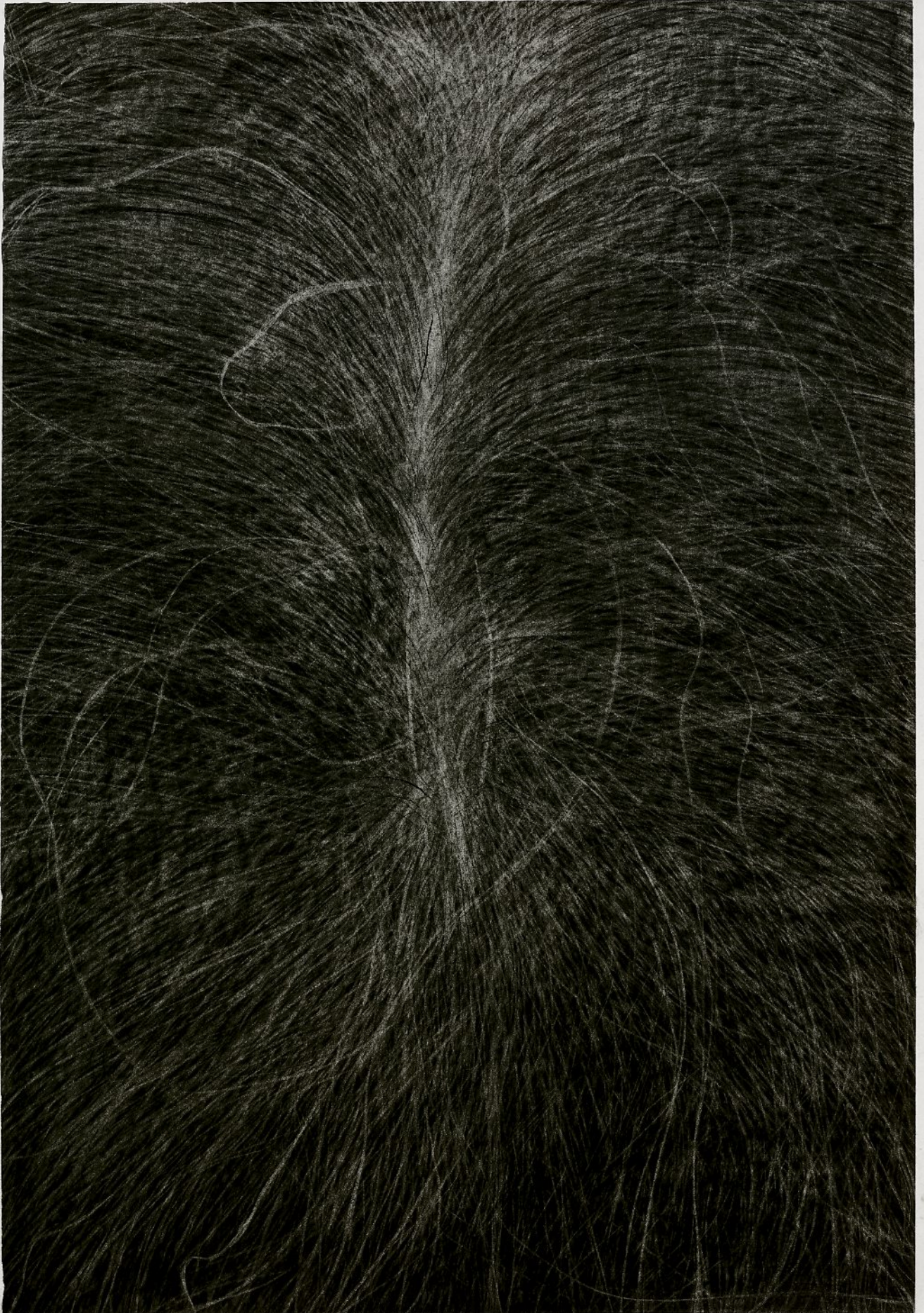
FEINE UHREN & JUWELEN

WEMPE-CUT®

137 Facetten – Die spektakulärste Art Licht zu brechen

AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID – WEMPE.COM

Juewen Zhang
Myriam
Kohle auf Papier
100 x 70 cm
2022



HANS - JÖRG G E O R G I

Als Junge bekam er Kinderlähmung und verbrachte mehrere Jahre in Krankenhäusern. Seine Beine wurden gebrochen und sollten in einem Streckbett neu zusammenwachsen, eine qualvolle, aber vor allem erfolglose Methode: Hans-Jörg Georgi, 73, konnte nie richtig gehen. Seit Jahrzehnten baut er metergroße Flugzeuge aus Pappe, dem einzigen Material, dessen er habhaft werden konnte, indem er es aus dem Altpapiercontainer hinter seinem Behindertenwohnheim fischte.

Wurden seine Arbeiten früher meist verräumt oder weggeworfen, werden sie, seitdem er vom Atelier Goldstein vertreten wird, nicht nur wertgeschätzt, sondern international ausgestellt und gehandelt, einige befinden sich in internationalen

Sammlungen in Paris und London. Wenn Georgi an seinen gewaltigen Fliegern arbeitet, hört er Siebzigerjahre-Schlager auf Youtube. Mal singt er laut mit, dann wieder ist er ganz still und konzentriert.



Um die Pappteile miteinander zu verbinden, arbeitet Georgi mit einer Heißklebepistole.

SZ-MAGAZIN Sind Sie schon mal geflogen, Herr Georgi?

HANS-JÖRG GEORGI Ja, von Frankfurt nach Linz, in einer Viscount, das ist eine viermotorige Maschine. Ich habe Verwandtschaft besucht. Der Flughafen in Linz ist ganz klein, nicht so groß wie in Frankfurt.

War es schön, das Fliegen?

Ja, das war besonders, ich bin an einem runden Fenster gegessen.

Hatten Sie Angst?

Nö. Hat mir gefallen. War wunderschön.

Sie bauen seit 40 Jahren Flugzeuge aus Pappe. Warum?

Wegen der Umweltverschmutzung. An meinen Flugzeugen gibt es mit Sauerstoff gefüllte Kompressoren, und oben ist ein Temperatur-

filter, da wird warme Luft eingesogen, das ist ein Kreislauf. Vorne ist eine Nebelleuchte, so was wie ein fliegendes Gehirn, damit es keinen Zusammenstoß gibt.

Inwiefern wegen der Umweltverschmutzung – können Sie das genauer erklären?

Na, meine Maschinen fliegen ohne Abgase. Da wird die Atmosphäre nicht zerstört. Die fliegen mit Solarzellen, manche auch mit Strom oder Wasserstoff. Das ist umweltschonend, da brauchst du nicht tanken.

Machen Sie sich Sorgen wegen des Klimawandels?

Manchmal ja. Wir haben so einen heißen Sommer gehabt. Es hat überhaupt nicht geregnet, die Erde war furztrocken. Wenn man die Nidda angeschaut hat...



Hans-Jörg Georgi, 73,
an seinem Arbeitsplatz
zwischen halb fertigen
Flugzeugen. Am
Ende markiert er jedes
Fahrwerk mit einer
dreistelligen Nummer.

Sie meinen den Fluss?

Ja, die Nidda sah so armselig aus, das hat mich traurig gemacht. Und wenn die Erde mal nicht mehr bewohnbar ist, fliegen wir mit meinen Maschinen zum Mond. Ich suche das perfekte Flugzeug, eine Rettungsmaschine, eine Arche Noah. Ich habe das immer weiterentwickelt.



Das Flugzeug, das Sie für dieses Heft gemacht haben, sieht fast aus wie ein gigantisches Kreuzfahrtschiff. Was ist das für ein Modell?

Das ist ein Sechsgeschosser. Da ist eine fliegende Disco drin. Auch ein Tennisplatz, eine Kegelbahn, ein Supermarkt zum Einkaufen und ein Freudenhaus für Liebe und Zärtlichkeit. Ich habe sechs Wochen dran gearbeitet, jeden Tag ein paar Stunden.

Wie viele Menschen haben in der Maschine Platz?

100 000 Passagiere.

Und wer darf mitfliegen?

Ach, jeder. Ganz normale Menschen, so wie du und ich, Kinder, Erwachsene, egal, ich bin ein toleranter Mensch. Nur Raucher will ich nicht dabei haben. Die verpesteten die Luft. Raucher sind verboten.

Stimmt es, dass Ihre Flugzeuge früher weggeworfen wurden, weil niemand ihren künstlerischen Wert erkannt hat?

Ja. Das hat mir wehgetan, aber ich habe wieder neue gebaut.

Woran denken Sie, wenn Sie an einem Flugzeug arbeiten?

Ich fühle mich wie ein stolzer Mensch, der an seinem Werk arbeitet. Ich bin glücklich. Und

ich denke immer an den nächsten Schritt, immer weiter. Sag mal, bist du morgen auch da?

Ja, morgen spreche ich mit anderen Künstlern aus dem Atelier.

Geil, dann komme ich morgen mit meiner schwarzen Lederhose.

Sie haben inzwischen eine riesige Flotte aus Flugzeugen, und jede Maschine

Hans-Jörg Georgis Arbeitsplatz erinnert an einen chaotischen Flughafen – nur dass jede Maschine anders aussieht.

ist anders. Wie kommen Sie auf Ihre Modelle? Schauen Sie sich Bücher an? Recherchieren Sie im Internet?

Ich mache alles aus der Fantasie, ohne Bauanleitung. Das entwickelt sich. Ich fange mit dem Cockpit an und gehe langsam nach hinten. Ich zeichne auch Flugzeuge, aber das ist was anderes, die haben mit den Modellen nichts zu tun. Weißt du, was? Ich bin sehr stolz auf dich.

Inwiefern?

Weil du ein feiner Mann bist.

Danke, aber jetzt will ich noch was über die Flugzeuge wissen: Was ist das Schwierigste, wenn man Flugzeuge aus Pappe baut? Immerhin bestehen sie aus vielen Hundert Teilen, die Sie ausschneiden und zusammenkleben.

Es ist nicht schwierig.

Warum bauen Sie nur Flugzeuge?

Weil sie so schön fliegen. Weil die Propeller sich so schön drehen, das liebe ich. Ich baue nur, was mir gefällt.

In einem Interview haben Sie mal vom »blöden Bösen« gesprochen. Was ist das?

Na ja, alles, was so passiert. Manchmal höre ich Nachrichten und frage mich, warum es so viel Grausamkeit gibt. Heute ist in Offenbach ein Mann erschossen worden. Und warum werden Kinder entführt? Den Tristan Brübach haben sie auch umgebracht, der war erst 13 Jahre alt.

Ja, aber das war vor mehr als 20 Jahren.

Ja. Und der Putin, Trump und Bolsonaro, das sind doch auch Verbrecher. Sag mal, hast du einen Rasierapparat?

Warum fragen Sie? Mögen Sie meinen Bart nicht?

Ohne ist besser, aber das ist deine Sache.

Was machen Sie, wenn Sie keine Flugzeuge bauen?

Ich höre Schlager. Heino. *Schwarzbraun ist die Haselnuss* oder *Die schwarze Barbara*. Das erinnert mich an früher. Oder die *Sauerkraut-Polka* von Gus Backus.

Sehen Sie auch manchmal fern?

Den Mist schau ich mir nicht an.

Haben Sie Freunde?

Nö. Ich bin eher allein. Ist aber okay.

Fehlt Ihnen was im Leben?

Ach nö. Ich würde gern Fahrrad fahren können. Das geht nicht wegen meiner Beine. Gehen kann ich, aber mit einem Rollator. Ich habe mich daran gewöhnt, das ist kein großes Problem.

Haben Sie einen Traum?

Ewig leben. Und ich würde gern mit Jugendlichen an meinen Flugzeugen arbeiten. Als Kind war ich immer im Krankenhaus und in Kinderheimen. Da habe ich keine schöne Jugend gehabt. Das will ich nachholen. Ich hatte Kinderlähmung, ein Kinderarzt hat meine Beine falsch eingegipst.

Ihre Arbeiten finden sich in mehreren internationalen Sammlungen, zum Beispiel im Centre Pompidou in Paris.

Was bedeutet Ihnen das?

Dass ich Geld dafür kriege. Das darf ich behalten. Das steht mir auch zu. Und Anerkennung.

Was ist wichtiger: Geld oder Anerkennung?

Anerkennung. Von dem Geld kaufe ich mir Lederklamotten.

Warum machen Sie immer weiter?

Weil es mir Spaß macht. Mir wird nicht langweilig. Ich mache Pausen, aber ich mache weiter.

Geht so ein Flugzeug eigentlich auch mal daneben?

Nein. Alle, die ich mache, sind perfekt.



Occhio

culture of light

Alma Hasun and Mads Mikkelsen
illuminated by Mito aura.
Watch the spot on occhio.com



Hans-Jörg Georgi
o. T.
Karton und Kunststoff
70 x 195 x 165 cm
2022



T I N A HERCHENRÖTHER



Sieht aus wie Kunst, ist aber nur Tina Herchenröthers Schreibtischunterlage.

Wenn sie malt, hört sie Musik und sieht oft selbst aus wie eine Skulptur, so selbstvergessen sitzt sie an ihrem Platz, nur manchmal singt sie leise mit oder breitet die Arme aus. Tina Herchenröther, 24, ist die jüngste Künstlerin im Atelier Goldstein. Weil sie bereits als Mädchen ständig zeichnete, beschlossen ihre Eltern, die Begabung ihrer Tochter konsequent zu fördern. Herchenröthers Leitmotiv ist

Identität. Seit Jahren zeichnet sie sich immer wieder in verschiedenen Rollen, oft zeigen ihre Bilder auch Figuren aus Film und Literatur. Fantasy, Manga-Comics, Science-Fiction – interessiert sie alles, fließt alles in ihr Werk ein. Begonnen hat sie mit Papierarbeiten, inzwischen füllt sie große Leinwände, mischt verschiedene Techniken, aktuell kreisen ihre Bilder um das Thema Tätowieren. Herchenröther ist gerade bei ihren Eltern ausgezogen, lebt

in einer Sieben-Personen-WG und spielt Theater am Schauspiel Frankfurt. Sie wirkt selbstbewusst und zurückhaltend zugleich.

Eigentlich ist Tina Herchenröther ein ziemlich guter Name für eine Künstlerin: Tina ist kurz und einprägsam, Herchenröther poetisch, irgendwie geheimnisvoll. Das Problem: Tina Herchenröther findet ihren Namen nicht so gut, sie wünscht sich einen Künstlernamen. Welchen, erfährt man, wenn man sie »Tina Herchenröther« nennt, dann nämlich sagt sie abrupt: »Nur Tina!« Sagen wir also Tina zu ihr.

Tina war sechs Jahre alt, als sie zum ersten Mal das Atelier Goldstein besuchte, damals

noch spielerisch, ein Annäherungsversuch. Ihre künstlerisch interessierten Eltern hatten die Begabung ihrer Tochter erkannt und ihr immer wieder die Möglichkeit gegeben, sich auszuprobieren, zu experimentieren, zu verstehen, was das eigentlich ist: Kunst. Knapp 15 Jahre später beschlossen sie, ihre Tochter soll nicht nur malen, sondern Künstlerin werden können, nicht ein bisschen oder nebenbei, sondern als Beruf mit allem, was dazugehört, auch dem Risiko. Anders als die meisten anderen Künstlerinnen und Künst-



Manchmal legt Tina Herchenröther den Stift zur Seite und singt leise mit. Eine Pause? Oder ein wichtiger Teil ihrer Arbeit?



Manche Künstler im Atelier Goldstein nutzen jede Gelegenheit zum Plaudern, Tina Herchenröther arbeitet lieber.

Im Atelier Goldstein arbeitet Tina nicht zweimal pro Woche in einer Werkstatt, sondern kann sich ohne Ablenkung entfalten und ihren Bildern widmen. »Ihre Furchtlosigkeit fällt auf«, sagt der Atelierleiter Sven Fritz. »Sie probiert alles aus, ist offen, neugierig, fantasievoll.« Und obwohl sie noch so jung und erst fünf Jahre im Atelier sei, habe sie bereits ihren Stil, ihre Themen, Motive und Techniken gefunden, die sie permanent erweitere und neu kombiniere. Ihre erste

Einzelausstellung 2020 in Graz wurde wegen der Corona-Pandemie noch abgesagt, doch inzwischen hat sie ihre Arbeiten mehrmals öffentlich gezeigt, unter anderem im Kunsthaus Muerz, Titel der Ausstellung: *Zärtlicher Schmerz – eine Ausstellung über die Sehnsucht nach Nähe (und den Wunsch nach Distanz)*.

»Es ist nicht wichtig, wer du bist, sondern was sie denken, wer du bist«, hat Andy Warhol gesagt. Der Satz könnte als Motto über Tinas Werk stehen, das von Identitätsfragen durchwoben ist. Wer bin ich? Wer bin ich noch? Wer könnte ich sein? Immer wieder zeichnet sie sich in verschiedenen Rollen, seit Jahren spielt sie auch Theater am Schauspiel Frankfurt.

Seit Monaten ist Tina Herchenröther fasziniert, ja besessen von Tätowierungen

Gerade zeichnet sie ein Feuerwerk, das habe sie neulich am Nachthimmel gesehen, aber für ein Gespräch unterbricht sie ihre Arbeit. Der Atelierleiter Sven Fritz setzt sich dazu, und weil sie auf Fragen oft mit »Weiß ich nicht« antwortet, schubst er an und schließt mit zwei, drei Sätzen einen Assoziationsraum auf, erinnert an Dinge, die sie mal gesagt oder getan hat – manchmal fällt ihr dann eine Antwort ein, die sie gut findet. Und nach einer Weile entsteht so etwas wie ein Gespräch:

Woran denkst du beim Zeichnen?

Eine andere Welt.

Was wünschst du dir als Künstlerin?

Ich träume gern.

Was für Musik hörst du beim Zeichnen – ist das Pop?

Pop nicht, manchmal Klassik.

Was hast du gemacht, bevor du ins Atelier Goldstein gekommen bist?

Da war ich jung, da war ich Kind.

Was magst du noch außer Malen?

Schwimmen, Reiten, Skifahren.

Ihre Arbeit für dieses Heft gehört zu einer Serie, die Tina im vergangenen Jahr begonnen hat. Seit Monaten ist sie fasziniert, ja besessen von Tätowierungen. Unter anderem hat sie einen Mann porträtiert, der ein volltätowiertes und vollgepierctes Gesicht, aber keine Nase hat. »Es gibt diesen Mann wirklich«, sagt Sven Fritz, man könne ihn googeln, wahrscheinlich habe sie ihn im Fernsehen oder im Internet entdeckt. Interessant sei, dass sie ihn nicht einfach nur abgemalt, sondern verfremdet habe, mit Tätowierungen, die sie sich ausgedacht habe.

Immer wieder finden sich in ihren Bildern auch Motive aus Serien, Filmen und Comics: Captain Kirk aus *Star Trek*, der Vampir Carlisle Cullen aus *Twilight*, Arwen aus *Der Herr der Ringe*, Harry und Snape aus *Harry Potter*. Dazu kommen Selbstporträts, manchmal nur mit Bleistift. »Sehr persönlich« seien die, sagt sie. Und dann hat Tina vor Kurzem noch ein gewaltiges Gemälde abgeschlossen, 180 x 270 Zentimeter groß, Acryl auf Leinwand. Der Titel ist mindestens so beeindruckend wie das Bild: *Ich muss gar nichts*.

Der neue Loewe iconic

Eine Skulptur für Ihre Sinne.



Verwandeln Sie Ihr Wohnzimmer in eine Kunstgalerie. Mit dem skulpturalen Design des neuen Loewe iconic verbinden sich neueste OLED-Technologie mit raumfüllendem Sounderlebnis und einer außergewöhnlichen Aufstelllösung gemacht aus Stein. So wird Ihr Zuhause mehr als nur ein Raum zum Wohnen: Es wird ein Ort, an dem Sie in Kunst, Handwerk und Kultur schwelgen können – mit dem Loewe iconic als kraftvoll gestaltetes, zentrales Design-Statement aus unserer Handmanufaktur.

Made in Germany.

loewe.tv     

LOEWE.





Tina Herchenröther
Tinas Tattoo III
Acryl und Tusche auf Baumwolle
120 x 150 cm
2022

F R A N Z V O N S A A L F E L D

Es dauert ein wenig, bis man mit ihm ins Gespräch kommt, so versunken sitzt er an seinem Arbeitsplatz. Es läuft klassische Musik. Anfangs sagt er nur »Ja«, mehrmals hintereinander, wirkt abwesend, will nicht gestört werden, aber mit etwas Geduld klappt es. Franz von Saalfeld, 60, ist ein



Franz von Saalfeld scheint nicht leben zu können, ohne zu malen. Wenn er abends vom Atelier nach Hause kommt, malt er oft weiter.

geheimnisvoller Mensch. Er sagt nicht viel, zeichnet aber wie besessen, singt im Chor, schreibt Theaterstücke, für die er Kulissen baut. Sein Vater war Kunstprofessor an der Mainzer Universität, seine Mutter Pianistin, seine Schwester ist ebenfalls Künstlerin. Seine Arbeiten zeigen oft bundesrepublikanische Kleinstadtidyllen, Straßenfluchten, Rummelplätze, Karnevalsumzüge – es bleibt rätselhaft, ob es sich um Erinnerungen handelt. Mal deutet er es an, dann wieder sagt er: »Das ist alles in meinem Kopf.« Immer wieder tauchen auch fantastische Wesen in seinen Bildern auf, Geister, Engel, Teufel, Menschen mit Tierköpfen. Woher kommen diese Wesen? Was bedeuten sie? Sind sie gut oder böse? Franz von Saalfeld lebt in Ingelheim am Rhein. Er liebt Karneval. Am Rosenmontag kommt er grundsätzlich verkleidet ins Atelier, zuletzt als Pampelmuse.

Mal deutet er es an, dann wieder sagt er: »Das ist alles in meinem Kopf.« Immer wieder tauchen auch fantastische Wesen in seinen Bildern auf, Geister, Engel, Teufel, Menschen mit Tierköpfen. Woher kommen diese Wesen? Was bedeuten sie? Sind sie gut oder böse? Franz von Saalfeld lebt in Ingelheim am Rhein. Er liebt Karneval. Am Rosenmontag kommt er grundsätzlich verkleidet ins Atelier, zuletzt als Pampelmuse.

SZ-MAGAZIN Haben Sie mitbekommen, dass wir Ihre Arbeit in unserem Kunstheft, der Edition 46, vorstellen?

FRANZ VON SAALFELD Ja. **Freuen Sie sich darüber?**

Ja.

Können Sie genauer beschreiben, was das für ein Gefühl ist, wenn eine Ihrer Zeichnungen von hunderttausend Menschen gesehen wird?

Ja, man macht die Dinge, und wenn man sie anschaut, und sie gefallen einem, dann hat man Freude daran. Weil man denkt, dass es jemanden gibt, der was Gutes kann. ▶



Für seine beiden Theaterstücke – er nennt sie »Schrieb« – hat Franz von Saalfeld auch verschiedene Kulissen in Form von Dioramen gebaut.

Sie zeichnen nicht nur im Atelier, sondern auch zu Hause, abends und am Wochenende. Warum zeichnen Sie?

Weil's mir Spaß macht.

Ihre Bilder zeigen konkrete Kleinstadt- und Alltagsszenen, einen Zeitungskiosk, ein Blasorchester, einen Autobahnstau, ein Restaurant mit Biergarten, einen Jahrmarkt. Wie kommen Sie auf Ihre Motive, sind es vielleicht Kindheitserinnerungen?

Nein, die fallen mir einfach ein.

Und was sind das für Menschen auf Ihren Bildern?

Irgendwelche. Die sind in meiner Fantasie.

Wie fühlt es sich an, wenn Sie eine Zeichnung gelungen finden?

Dass es was geworden ist. Und wenn ich sehe, dass was nicht in Ordnung ist, dann verbessere ich das. Wenn was verhuscht ist. Nicht wie es soll. Früher habe ich geplärrt, wenn mir was misslungen ist. Heute bin ich ruhiger. Ich mag, wenn mir was einfällt. Oder wenn ich was zeichnen kann. Ich kann es besser als früher. Bäume oder auch Menschen. Ich zeichne jeden Tag. Meistens mit Tusche oder Aquarell, manchmal auch mit Buntstiften oder Kreiden.

Sie wirken extrem konzentriert, wenn Sie zeichnen. Woran denken Sie dabei?

An das, was ich zeichne.

Sind machen auch Musik, richtig?

Ja, auf einem Keyboard. Rock und Disco, Bossa Nova und Cha-Cha-Cha. Was so drauf ist auf dem Keyboard, mit Schlagwerk, Instrumenten und Orchester. Ich spiele auch in einem Posaunenchor und singe im Gemeindechor von Ingelheim.

Was singen Sie denn?

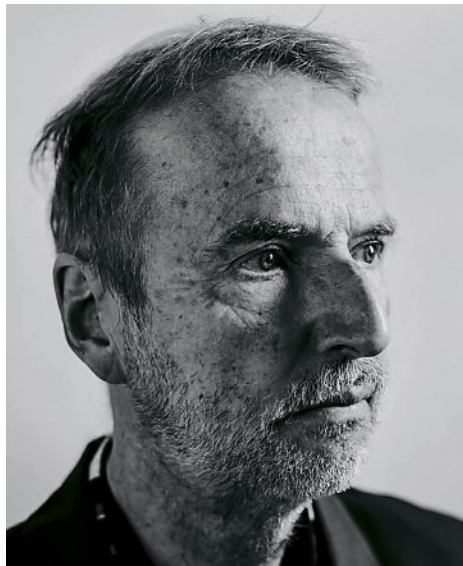
Was wir so können. Brahms. Mozart. Sein Requiem. Auch unbekannte Komponisten.

Sie schreiben auch Theaterstücke.

Ja. Eines heißt *Hans Ulrich*, das ist fertig, da muss ich noch ein paar Kulissen bauen, dann wird es aufgeführt. Das andere heißt nur *Hans*, an dem arbeite ich noch.

Worum geht es in diesen Stücken?

In *Hans Ulrich* geht's um einen, der einen schlechten Traum hat und aufwacht und mit dem Feuer spielt, und es wird ihm ein paar-mal gesagt, er soll es nicht machen, er ist zu klein, bis er das lernt. Im anderen Stück geht es um einen, der mit seiner Mutter durch die Stadt geht, in die Kirche und zum Metzger. In einem Geschäft sieht er einen Lutscher, den er haben möchte, aber sein Bruder ist auch dabei, und dann kriegen sie sich in die Haare, und dann wird er geschimpft, und dann wird's geregelt.



Sein Blick ist starr, aber dahinter verbirgt sich eine ganze Welt. »Er ist der fantasievollste Mensch, den ich kenne«, sagt die Atelierleiterin Sophia Edschmid.

Haben Sie diese Szenen selbst erlebt?

Nein, das sind Erinnerungen.

Man hat mir erzählt, dass Sie aus einer künstlerischen Familie stammen.

Ja, mein Vater war Kunstprofessor, er hat gemalt und gezeichnet. Von ihm habe ich viel gelernt. Meine Schwester ist auch Künstlerin. Und mein Bruder Kameramann. Ich war oft bei Exkursionen mit den Studenten meines Vaters dabei, in Florenz, Montpellier, Barcelona, Siena, Coburg, San Sebastián, Valencia.

Wie alt waren Sie damals?

14, 15, da war nichts, dann 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

Was haben Sie als Kind gezeichnet?

Autos. Einen Hund habe ich mal probiert. Oder einen Jahrmarkt. Und einen Kürbis.

Auf Ihren Bildern finden sich immer wieder Wesen, die aus einer anderen Welt zu kommen scheinen, Engel, Teufel, Menschen mit Flügeln oder Tierköpfen. Was haben sie für eine Bedeutung?

Irgendeine.

Sie haben mal eine Serie mit dem Titel *Nimalsland* gezeichnet. Was und wo ist das *Nimalsland*?

Ja. Da bin ich drauf gekommen, als ich es im Fernsehen gesehen habe. Im *Nimalsland* ist alles ganz groß, die Menschen und die Süßigkeiten auch. Es gibt auch das Schlaraffenland und das Safariland.

Was schauen Sie denn so im Fernsehen?

Filme. Aber wenn es Raufereien gibt, schalte ich weg. Ich mag nicht, wenn es so viele Probleme gibt.

Sie wohnen in Ihrem Elternhaus in Ingelheim am Rhein, wo Sie auch geboren wurden. Wie weit ist das von Frankfurt weg?

Das weiß ich nicht. Da fährt man von Ingelheim so zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Minuten. Morgens fahre ich um 8.55 Uhr mit dem Zug los und bin kurz nach halb zehn da.

Was mögen Sie so an Ingelheim, dass Sie immer noch dort leben?

Ober-Ingelheim. Wo sich noch nicht so viel verändert hat. Sonst haben die viele Häuser abgerissen und wieder neu gebaut. Früher waren es Parkplätze, und jetzt steht da auf einmal was Neues. Wenn die Geschäfte verschwinden, der Bäcker oder die Gärtnerei, da kann ich nicht mehr hinschauen, dann sage ich, ich kann davon nichts mehr hören.

Tut es Ihnen weh, wenn die Stadt sich verändert, wenn sie anders aussieht als früher?

Ich kann mich halt noch erinnern, wie es damals war. Ich glaube, die Bäckerei gibt es nicht mehr. Und die Post. Und das Radio-Geschäft. Ich kann sie mir nur noch denken. Ich kann sie im Kopf behalten. Und wenn ich diese Orte zeichne, dann geht mir das alles durch den Kopf, wie es damals war. Ich finde es schade, wenn Sachen sich verändern. Meine Schwester mag das auch nicht. Auch die Natur. Wenn sich die Sachen verändern, merkt man, wie die Zeit vergeht und dass man die Vergangenheit nur noch im Kopf hat. Und man wird älter und das sieht man auch an den Veränderungen. Und irgendwann kann man sich das einfach nicht mehr ansehen.



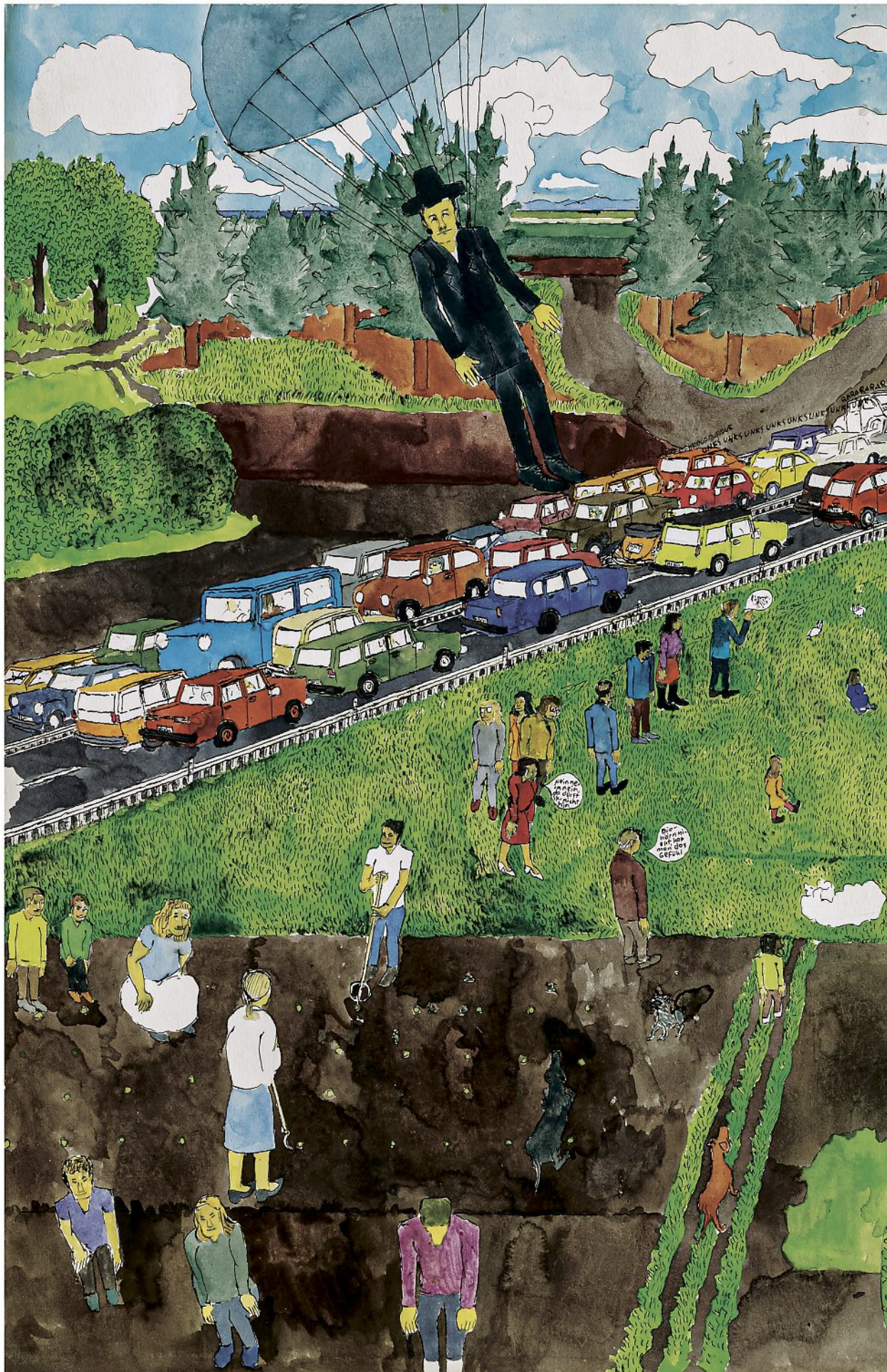
Phil Penman

WhiteWall Ambassador

Foto-Abzug auf Fuji Crystal DP II | 75 x 50 cm

Kaschierung hinter Acrylglas | Schattenfugenrahmen Basel, 15 mm, Eiche Schwarz

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug hinter Acrylglas in einem Schattenfugen Rahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.



Franz von Saalfeld
o. T.
Tusche und Aquarell
auf Papier
70 x 100 cm
2022

